

## 9) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Helge dachte an das Telegramm. Aber es war ja nicht möglich, es aus der Tasche zu stibieren. An der Tür machte Roth aufs neue fehr, zerrte den Mantel herunter und warf ihn auf den Pultkessel. Es war ihm eingefallen, sich die Hände zu waschen.

Helge holte tief Atem. Das sah fast aus wie Gedankenübertragung. Raum war Herrn Roths dunkler Kopf auf der Wendeltreppe verschwunden, als Bendel seinen Kneifer fester auf die Nase drückte und, die Augen auf das Passagierkontor gebettet, blüchsnell den Rod ergriff, das Telegramm herauszog und es las. Die wenigen Worte lauteten:

Wolsey segelt morgen S. S. Campania. Toppin.

Das war alles, aber eine bedeutungsvolle Mitteilung. Der kommende Mann des großen Geschäftsbetriebes benötigte nicht einmal die eigenen Dampfer der Linie zu dieser Sprig-tour. Unvorbereitet wollte er kommen und einschlagen wie der Blitz. Darum nahm er das neue Schiff der Cunardlinie, wie ein gewöhnlicher, uninteressierter Gentleman. Morgen war Sonnabend: nächsten Sonnabend würde er also in New York sein.

Roth kam. Er pfiff leise und roch stark nach französischer Seife. Sicher war er der einzige, der sich unberührt fühlen durfte von diesen Wolsey-Plänen. Vielleicht erwartete er sogar eine Beförderung? Vielleicht den Chefposten in New York? Und bei dieser neuen Gedankenverbindung flammten alle die hart zu Boden getretenen Hoffnungen dieser neun Jahre zu hellem Brand empor. Nichts war erloschen, alles glühte noch unter der grauen Asche — ein günstiger Luftzug nur und neuer Brennstoff, und das Feuer brannte wieder hell und klar. Mit Roths Vorrückten kam sicher auch das seine — vielleicht ein Wechsel, aus Chicago fort, dem Osten zu, dem Atlantischen Ozean, hinter dessen Weiten Europa lag. Fast dankbar blickte er Roth nach, der langsam durch die Hotelhalle davonging.

Und dies Gefühl spornte seine Kräfte an. Zu einem Gui war alles getan, was getan werden mußte. Während die anderen, mit ernsthaften oder sorgenvollen Mienen, stumm und widerwillig, die Arbeit der Tagesroutine vollendeten, wanderte Helge strahlend und leise summend umher. Träume in der Nacht bedeuten wenig — Träume am Tag haben doch irgendwelchen realen Boden. Und man kann nie wissen — nein, man kann nie wissen.

Rechts vom nördlichen Flugtunnel lag eine kleine kalifornische Weinkneipe, wo es, wie Helge einmal entdeckt hatte, Anädebröd und schwedischen Anchovis zum Freilunch gab. Dorthin hatte er Forsman mit einem Dollar geschickt, damit er auf ihn warten solle, und dorthin eilte er nun selbst.

Wildens Weinkeller war unterirdisch. Eine Messing-treppe führte vom Trottoir aus hinunter, und drunten brannte das Gas den ganzen Tag. Zwei große geschnitzte Weintrauben aus Holz, eine blaue und eine gelbe, bildeten das Schild, und die Gläser, in denen der Wein serviert wurde, waren fingerdick und hatten viereckige Füße. Sägespäne bedeckten den Fußboden, und ein Gang führte bis hinab nach der Water Street, wo man auf der einen Seite das Brausen der Rabelzüge, die den Tunnel passierten, auf der andern das Gurgeln des Flusses unter dem Pfahldamm hören konnte. Im Sommer kamen Seeleute von den Buffalobooten hin, die durch die fünf Seen segelten, und tranken da Wein und stachen einander mit den Messern. Aber im Winter sahen um die kleinen, braunen Tische alle die heimatlosen Existenzen, die dereinst Anstellungen gehabt hatten im Geschäftsviertel und jetzt von ihren gegenseitigen Hoffnungen und den Almosen ehemaliger Kameraden lebten, während sie Rotwein und Missouri, der nach Linte roch, schwarz wie Linte und so sauer war, daß er wie Messer im Magen schnitt, und alten Frisco-Portwein tranken.

Forsman war nicht da. Das war beinahe eine Erleichterung. Helge durchspähte alle Räume, fand aber von Bekannten bloß Andersson, seinen ehemaligen Chef, der halb-betrunknen in einer Ecke einem Pechgelage von Auswürflingen von seinem Billethandel in früheren Tagen vorquadrionierte.

Er wies, sicher zum tausendstenmal, die doppeltgefapfelte, mit Brillanten besetzte goldene Uhr mit eingravierter Inschrift herum, die er „für dreißigjährige“ Dienste von seiner Gesellschaft empfangen hatte, am Tag, eh man ihn an die Luft setzte. Und darauf ergoß sich ein Strom von Verwünschungen über Ranch und Swanson, die er „den spanischen Affen und die Stinkratte“ getauft hatte. Aber mit echt schwedischer, naiver Loyalität äußerte er nie ein hartes Wort über „The Company“, in deren Dienst er seine drei besten Jahrzehnte verbracht hatte.

Daran dachte Helge, während er hinter einem schimmelgrünen Schirm versteckt saß und an seinem Portwein nippte. Sämtliche Einzelheiten und Phasen der Revolution kamen ihm wieder zurück. Die unheimliche Spannung über ein halbes Jahr lang, die vergeblichen Versuche, sich eine neue Stellung zu verschaffen, die Intrigen und die Heimlicherei, die Furcht — in der Erinnerung an ein früher durchgekämpftes arbeitsloses Jahr —, alles kroch wieder hervor, gleich giftigen Kröten aus einem Morast. Und als dann das Ganze vorüber und er aus reinem Zufall gerettet war — wie er da sich selber heilig und teuer geschworen hatte, es nächstes Mal zu machen wie die anderen: sich selbst der Mächte zu sein, nur an seine eigene Haut zu denken, mit denselben Waffen zu kämpfen wie die Einheimischen, mit List, Heuchelei, Brutalität, und vor allem den Zweck die Mittel heiligen zu lassen. Aber tief in seinem Innern mußte er zugeben, daß er bloß eine schlechte Imitation geworden war; die Umwandlung war bloß eine halbe. Röhne und Krallen waren da; aber er war im Lauf der Jahre nicht festgewachsen im Milieu, sondern im Gegenteil — davon weg. Die innere Unbefriedigtheit war größer als vor zehn Jahren.

— Meine Nerven sind kaputt! sagte er oft.

Ein Schatten fiel über den Tisch. Vor der nächsten Gasflamme stand Forsman.

Ein paar Minuten vorher hatte Bendel gedacht:

— Was Teufels geht mich eigentlich Forsman an? Jeder trage seine eigene Last! Sehe jeder, wie er's treibel!

Als er jetzt das todesblasse Gesicht des andern sah, das frisch rasiert war und da, wo der Bart gewesen hatte, bläulich schimmerte, verpärrte er ein seltsames, zusammenschürendes Gefühl im Hals, denselben plötzlichen Ingrimm und Druck, wie den Gewalttaten des Morgens gegenüber. Was haben sie ihm getan? dachte er. Mit welchen infamen Torturen haben sie ihn diese zehn Jahre durch gemartert? Und mit diesen „sie“ meinte er das ganze Land, die Klasse, das Leben und die Lebensideen des Landes und der Klasse.

— Sek' Dich, sek' Dich, alter Junge! murmelte er gerührt.

Forsman setzte sich und lächelte schwach:

— Ich habe mich rasieren lassen. Ich hatte solch schreckliches Verlangen danach.

Blöcklich wurde sein Ton hart:

— Wie Du siehst — ich bin unten. Na, ganz verdammt drunten!

Und ohne eine Aufforderung abzuwarten, berückete er in einem Zug.

Helge kannte die Geschichte im voraus. Er mußte, es war die Erfahrung von Tausenden von Einwanderern. Dies unbeschreibliche Auf und Nieder, das nirgends sonst seinesgleichen hat. Eine immerwährende Folge von Wogenbergen und Wogentälern; nur nie ruhig und geschübt. Die übernatürliche Anstrengung, von der man denen daheim niemals erzählt, denen daheim, die nur den Lohn sehen, aber nicht ahnen sollen, was er kostet. Dann und wann hörte er wieder zu:

— Aber dann kam der Streif und alles wurde geschlossen. Und damit natürlich das Trachten nach Rache. Das ging ebenso schief. Alle wurden entlassen. Schließlich kam ich doch bis nach Minneapolis und fand zuletzt eine wirklich gute Anstellung. Fünf Jahre war ich dort. Geiratete, — wir hatten ein Kind. Da wurde die Firma umgeändert. Alle wurden entlassen. Aufs neue dies höllische Gesuch. Eine schlechtere Anstellung. Neue Unsicherheit. Eines Tags Entlassung, weil ein Verwandter des Kassiers meine Stelle haben sollte. Schlummer und schlummer. Dann starb das Kind. Dann Wendia. Schwach auf der Brust und unterernährt. Lu-

berkeln und derartige Geschichten, dazu Magenkrebs, total ruinierte Nerven und Schlaflosigkeit sind ja die einzigen Gratisgaben, die das Land uns schenkt. Ich habe auch zerstörte Lungen — alles geht abwärts. Nein, wenn man gesund ist, soll man ein Handwerk können oder auch Bauer sein. Aber vor allem frühzeitig hierherkommen; denn nach vierzig hat man ja ausgedient, ist alt, taugt nicht mehr. Und dann der Whisky! Trinkst Du nicht auch?

(Fortsetzung folgt.)

## Die Medaille.

Von Otto Kille.

Sie hing wie eine Sonne am flachen Horizont seines Alters. Für fünfzigjährige treue Dienste wurde sie in Gold verliehen und hundert Mark Selbsteigentum rollten um ihren leuchtenden Schein mit dem Gesimmer unzähliger Sterne. Dieses Bild verfolgte den alten Gorringer noch im Traume. Seit neunundvierzig Jahren diente er der Firma Kastel u. Co. mit rührender Bescheidenheit. Das hatte der Chef auch anerkannt:

„Warten Sie nur, sie kommt, die Medaille, und dann machen wir ein kleines Fest. Dann werden Sie sehen, daß sich auch die Firma nicht lumpen läßt.“ Gott bewahre, Gorringer hatte das nie gedacht, seine Gedanken hatten immer loyale Färbung. Hatte man ihn nicht behalten, obwohl er schon zu tapern anfing und nur noch zu kleinen Handreichungen im Lager zu gebrauchen war. Er hätte nun schon die kleine Invalidenrente beziehen und sich zur Ruhe setzen können, aber die Medaille lodte mit der Unwiderstehlichkeit eines Lebensereignisses. Und die hundert Mark gaben einen schönen Notpfennig, auf den selbst seine Frau, die Theres, spitzig wurde. Ueber die Medaille dachte sie realer. Die könnte man doch „wegen der Ehr“ nicht zu Geld machen. Wenn die alten Leute sich einmal zantten, konnte die Theres sogar giftig werden und meinen, die Medaille sei nur das „spinnete Nadel“, das ihr Mann im Kopfe habe. Doch Gorringer sah dem Schluß seines fünfzigjährigen Arbeitsjahres bei der Firma Kastel u. Co. mit der standhaften Miene eines Siegers entgegen. So etwas wie ein Sieg war es ja auch. Mühe und Arbeit war sein Leben gewesen und Köstlichkeiten hatte es nur wenig gehabt. Schon als die Stiftung zur Belohnung treuer Arbeiter von einer hochherzigen Spenderrin ins Leben gerufen wurde, dachte Gorringer ganz heimlich: „Ob du das wohl schaffst?“ Und nun war es dicht daran. Ja, jah war er, der Alte, und manchmal meinte er lachend zu Theres: „Paß auf, ich hole mir zwei Medaillen.“ Dann machte sie ein scheinfaures Gesicht und erwiderte: „Wäre mir gerade recht. Ich habe genug an den fünfzig Jahren mit so einem Lauskopf!“ Angestekt wurde sie geradezu von seinen Hoffnungen trotz alles Widerstrebens. Die Medaille ward ihre nie untergehende Sonne; sie versöhnte sogar mit ihrem Schein die beiden grauen Streitköpfe. „Daß es gut sein, Theres, wenn die Medaille kommt, kriegst du ein neues, warmes Jackett,“ sagte Gorringer, als der Wind kalt und pfliffig wurde. Wurde ihm ein Sack zu schwer, dann zog die vor seinen Gedanken schwebende Medaille das steife Rückgrat ganz wunderksam elastisch in die Höhe. Ein richtiger Talisman ward sie.

Eines Tages im Herbst, als die kalten Tage kamen, ward aber aus Gorringers Hüseln ein kräftiger, pfeifender Husten, der allmählich den ganzen Körper erschütterte. In ein paar Wochen mußte sich der Alte zu Bett legen. Der Arzt suchte die Achseln: „Eine Erkältung! Sie sind halt schon alt und nicht mehr so widerstandsfähig!“

„Na,“ leuchte Gorringer, „ich nehme es schon noch mit einem Vierziger auf.“ Nach einer weiteren Woche war er nicht mehr so zuversichtlich, aber er war ja nur krank, die Medaille bekam er ja trotzdem noch. Es ward augenscheinlich schlimmer mit ihm. Die Theres stand den ganzen Tag mit ängstlichem Gesicht an seinem Bett, lief von der Hausarbeit alle Augenblicke fort, um nach ihm zu sehen. Sie streichelte zitternd seine runzligen Hände. Sie sahen aus wie Pergament mit tausend Lebenszeichen. Das Sprechen machte ihm Mühe, aber lassen konnte ers nicht: „Liebe, gut Theres, wenn ich nur noch die Medaille erlebe.“ Das Schicksal dachte anders. Nach zwei Tagen war es aus mit ihm. Bis zur Medaille hätte er noch sechs Wochen gebraucht.

In seiner Leiche brachten die Arbeiter von Kastel u. Co. einen schönen Kranz, und die Firma ließ sich wirklich nicht lumpen. Sie gab ihrem treuen Arbeiter ein Blumenarrangement von prächtigen Farben — dabei war es Herbst und die Blumen teuer —, bezahlte das Begräbnis und gab der Theres außer Gorringers Lohn für die laufende Woche noch fünfzig Mark extra.

„Schade, jammer schade, nun hat er die Medaille doch nicht mehr bekommen. Und ich habe ihn schon angemeldet,“ sagte der Chef.

Nach sechs Wochen kam vom Kuratorium der Stiftung die Medaille. Kastel u. Co. mußten aber leider erklären, daß ihr Jubilar schon in die Gefilde gezogen war, wo weder Geld noch Medaillen nötig waren, weil eine radikale Gleichheit den Siebzigjährigen wie den Zwanzigjährigen frage. Nun mußte ein anderer die Medaille bekommen, der vielleicht ebenso sehnlich darauf wartete.

Die Theres machte den schwächsten Versuch, wenigstens die hundert Mark für sich zu retten. Man erklärte ihr, das sei

zahlungswidrig. Als sie einen Senter Esen auf Gorringers Grab brachte, kamen ihr die Tränen und sie sagte: „Schau, Gorringer, die Medaille ist doch alleweil dein spinnetes Nadel gewesen.“

## Signale von anderen Planeten.

Die Erörterung über die Marsbewohner, die jetzt wieder aufgerührt worden ist, hat eine Geschichte, deren Hauptzeit in das Jahr 1892 fiel. In diesem Jahr hatte Schiaparelli, der Entdecker der Marskanäle, seine berühmte Schrift über den Planeten veröffentlicht, und wenige Wochen darauf folgte Flammarion mit einem Buche, worin er die Bewohnbarkeit des Mars einer gründlichen Erwägung unterwarf, die ihn dazu führte, wenigstens die Möglichkeit der Existenz von intelligenten Wesen auf diesem und vielleicht auch anderen Planeten anzuerkennen. In manchen Kreisen gestaltete sich diese Hypothese zu einem festen Glauben, der seinen stärksten Ausdruck in dem nach seinem Stifter benannten Vortragspreis der Pariser Akademie der Wissenschaften fand. Sein Urheber war von der Wirklichkeit der Marsbewohner so überzeugt, daß er für die Erlangung seines Preises, der allerdings auf die stattliche Höhe von 100 000 Fr. bemessen war, eine Verständigung mit ihnen für eine zu leichte Aufgabe hielt. Er forderte vielmehr eine solche mit den Bewohnern eines anderen Planeten. Es erscheint heute merkwürdig genug, daß die Pariser Akademie der Wissenschaften eine Ausschreibung und Verwaltung eines solchen Preises überhaupt auf sich genommen hat. Sind doch selbst die Marsmenschen den Erdbewohnern seitdem nicht um einen Schritt näher gerückt. Hin und wieder hat allerdings die Sehnsucht nach diesen Brüdern anderer Welten eine lebhaftere Gestalt angenommen. So wurde vor etwa zehn Jahren die Behauptung aufgestellt, daß ein an einer Stelle niedergefallener eigenartiger Stein vom Mars herkam. Die Hochflut des Glaubens an die Marsbewohner vor 20 Jahren aber hatte eine Folge, die wegen ihres eigenartigen und liebenswürdigen Charakters der Vergessenheit entzogen zu werden verdient. Sie hat auch einen sachlichen Wert, da sie eine Antwort auf die Frage zu geben versucht, ob eine Verständigung mit den Marsbewohnern, deren Existenz vorausgesetzt, überhaupt möglich wäre.

Der Schöpfer dieser fesselnden Studie war Francis Galton, der berühmte, unlängst verstorbene Anthropologe, der gelegentlich einer Kur in einem deutschen Badeort seine Mühe dazu benutzte, sich auf jene Frage eine möglichst klare Antwort zu geben. Er nahm den Fall an, daß die Marsbewohner ihrerseits mit den Signalen beginnen, daß diese auf der Erde bemerkt werden, und daß nun eine Reihe sensationeller Berichte über den Fortgang der Beobachtungen in den Zeitungen erscheint. Zunächst kommt die Nachricht, daß von Astronomen an verschiedenen Sternwarten wunderbare Lichterscheinungen an einer bestimmten Stelle des Planeten Mars beobachtet worden seien, ohne daß jemand eine Deutung für diese wüßte. Der Direktor des X-Observatoriums, das durch seine hohe Lage, klare Luft und ausgezeichneten Teleskope für Marsbeobachtungen besonders geeignet ist, wird aufgefordert, der merkwürdigen Erscheinung seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dieser Astronom folgt der Aufforderung und ist bereits zur Zeit seines ersten Berichtes der festen Ansicht, daß diese eigentümlichen Lichter einen absichtlichen Ursprung haben müßten, daß sie Signale seien, durch deren Vermittelung die Marsbewohner eine Verständigung mit den Bewohnern der Erde suchen. Freilich glaubt er auch zu erkennen, daß die Marsmenschen erst bei der Generalprobe sind; wenn die Signale, wie wahrscheinlich, durch eine große Zahl gegen die Sonne gewendeter Spiegel herbeigebacht werden, so muß in der Tat ein tüchtiges Exerzitium vorausgehen, bis alles klappt. Doch läßt sich in nächster Zeit bereits feststellen, daß drei nach der Länge verschiedene Lichtsignale zur Anwendung kommen: Punkt, Strich und Linie. Der Direktor in X. sieht sofort ein, daß dadurch eine Grundlage zur Telegraphie gegeben ist, glaubt aber noch nicht, daß es möglich sein werde, etwas Verständliches aus diesen Zeichen herauszubekommen. Immerhin baut der Direktor einen Apparat nach Art unserer Telegraphen, durch den der Beobachter die Art und Aufeinanderfolge der Zeichen auf einem gleitenden Papierstreifen aufzeichnen und nachträglich jüdiere kann. Im nächsten Bericht wird bereits zugestanden, daß die Signale mit großer Präzision erfolgen.

Nachdem noch eine Nacht mit Beobachtungen und Aufzeichnungen vergangen ist, die aber infolge ungünstigen Wetters unvollständig und gleich rätselhaft wie die früheren sind, erscheint endlich in den Abendausgaben sämtlicher Zeitungen in seltem Druke die Depesche: „Vollständige Entzifferung des ersten Teils der Nachrichten vom Mars; alles Nähere morgen.“ Der nachfolgende Bericht erklärt, daß der erste Teil der Lichtsignale ohne Zweifel die Bedeutung gehabt habe, für die Reihenfolge der Zahlen bestimmte telegraphische Zeichen, aus den verfügbaren Elementen: Punkt, Strich und Linie zusammengesetzt, zu vereinbaren. Zuerst wurde die Höhe der Zahlen in Punkten angegeben, also nacheinander ein, zwei, drei usw. Punkte; dann folgte jedesmal ein Strich, und darauf je eine Kombination der drei Elemente zu einem zweigliedrigen Worte. Die Deutung lag nahe: die Punkte gaben die Höhe der Ziffer, der folgende Strich bedeutete ein Gleichheitszeichen und das zweigliedrige Signal am Ende gab das Zeichen, das fernerhin die betreffende Zahl vertreten sollte. Die einzelnen Glieder der Botschaft wurden durch angemessene Pausen tonein-

ander abgehoben. Nun wurden mit den gewonnenen Zeichen Additionen, Subtraktionen, Multiplikationen und Divisionen durchgeführt; dabei wurden weitere Zeichen für unser: „plus, minus, multipliziert mit, dividiert durch“ erkannt. Auch für die Dezimalzahlen war bereits durch ein einfaches, unserm Komma entsprechendes Sigel gesorgt. Die einfachen Ziffern gingen in diesem Signalfystem nur bis zur 7, also an Stelle der 8 trat wie bei unserer 10 schon ein doppeltes Zeichen. Dies kam wohl daher, daß im Ganzen nur 9 zweigliedrige Zeichen aus den angenommenen drei Elementen gebildet werden konnten, wovon aber noch je eins für die Bezeichnung der 0 und des Kommas im Dezimalbruch in Anspruch genommen wurde. Es blieben also nur für die Zahlen 1—7 solche Sigel übrig, wie sie unseren einfachen Zahlen entsprechen, während die 8 wie unsere 10 geschrieben wurde. Der Direktor des X-Observatoriums meint, daß diese Schreibart vielleicht nur für den vorliegenden Zweck von den Marsbewohnern angenommen worden sei. Nach einer größeren Pause folgte eine andere Nachricht in der Gestalt von drei Zahlenreihen mit begleitenden, bisher nicht angewandten Zeichenkombinationen. Es war für den Astronomen nicht schwer, diese neue Aufgabe zu lösen; die drei Zahlenreihen bedeuteten die mittlere Entfernung der Hauptplaneten von der Sonne, ihre Durchmesser und ihre Umdrehungszeit um ihre Achse. Als Einheit hatten dabei die Marsbewohner entgegenkommend die Erde gewählt, da sie annehmen konnten, daß sie so leichter verstanden werden würden. Dann kamen die Gesetze des Kreises an die Reihe, dann die Zeichen für regelmäßige Vielecke usw. So kommt schon allmählich ein kleines Vokabularium zusammen, das eine wertvolle Ergänzung noch in einer Bilderschrift findet, durch die z. B. das System des Saturn mit seinem Ringe, ferner das Sonnensystem mit den Hauptplaneten zur Darstellung kommt, wobei die früher dafür angewandten Zeichen ihre Bestätigung erhalten. Durch die angegebenen Signalfreien wurden im Ganzen schon 28 Worte festgestellt. Daß in ähnlichem Sinne fortgeföhrt und dadurch das Vokabularium erweitert werden kann, kann keinem Zweifel unterliegen. In der Tat konnte Galton sagen, daß er bewiesen habe, die Verständigung zwischen benachbarten Planeten sei möglich, wenn —

Was hinter diesem „wenn“ steht, mag jeder sich selbst sagen.

## 8) Gegenseitige Hilfe und organische Entwicklung.

Von Wilhelm Bölsche.

(Schluß.)

Der absolute Gesellschaftsschutz für jedes Individuum bei uns Menschen sollte allmählich die Rasse verschlechtern, indem das ewig wahllos hilfsbereite Mitleid auch alle Krüppel und Minusvarianten aufpäpelt und weiterzuechten helfe. Darwin kannte den Einwurf und hat im fünften Kapitel seiner „Abstammung des Menschen“ auch eine gewisse sachliche Berechtigung zugeschrieben, doch hütete er sich, antiethische Folgerungen daraus zu ziehen, für die er, wenn die Sache zum Entweder-Oder kam, eben nie entschieden zu haben war. Andere, die keine Darwins waren, haben uns dagegen nahegelegt, die Methode der alten Spartaner wieder in unseren darwinistisch reformierten Moralkodex aufzunehmen, nach der krüppelhaft erscheinende Kinder sofort beseitigt werden.

Gegen diese ungeheuerliche Folgerung ist zunächst zu sagen, daß der Inhalt und damit der mögliche Wert der menschlichen Individualität ein zu verwickelter ist, um hier treffend ein Normalschema durchführbar zu machen. Gewiß erfüllt der Anblick eines von Geburt oder doch schon früh mit unheilbarem Leid belasteten Kindes mit Trauer und mahnt an das Wort des Sophokles vom Nichtgeborensein, das besser wäre. Aber wir lesen auch die Geschichte der Helen Keller, die als Kind schon blind und taubstumm wurde und deren Geistesleben doch eine weckende und gebende Kraft für die Menschheit geworden ist. Ich erinnere mich des tiefen Eindrucks, den der Berliner Moralphilosoph Georg von Gizycki auf mich wie andere machte: er mußte sein Leben lang gelähmt in einem Wägelchen gefahren werden, nur so erschien er als Professor vor seinen Hörern — und doch war er ein Mann von vorbildlicher sittlicher Vollendung und ein wahrer Held für seine Ideen. Wo ist der Arzt, der hier den vollkommenen Mut zum Propheten hätte; und wo einer den leichtsinnigen Mut hätte, wie unsagbar verhängnisvoll könnte sein Berl werden! Goethe wurde als äußerst schwaches Kind scheinbar geboren und wäre sicherlich jenem Spartanergesetz verfallen. Die Veranlagung zur Schwindsucht hätte Spinoza ausgemerzt, ehe er die Möglichkeit gehabt hätte, sein der Menschheit unschätzbares Gehirn zu entfalten. In unserer Kultur kann „Individualität“ einen so raffinierten Geisteswert für irgendeine Spezialität bedeuten, daß das physische Wort „Krüppel“ unmöglich dagegen aufkommt.

Wo aber wirklich die unbedingte Minusvariante, der geborene Idiot, der trostlos Sieche in Frage kommen, da scheint es mir unendlich viel wichtiger, daß selbst sie als Prüffstein gewissermaßen zu unserer ethischen Gesamtziehung beitragen, als daß sie uns zu einer kulturell verjährten Barbarei zurück nötigen; womit ich fast Darwins eigene Worte zu diesem Punkt wiederhole.

Auf den wohl entscheidendsten praktischen Ausweg für die Dauer aber hat vor Jahren schon Alfred Floey hingewiesen: daß

es eben die Parallelaufgabe unserer Rasse neben der Durchführung des absoluten Hilfs- und Mitleidsprinzips sein müsse, durch immer intensivere Fürsorge und Umsicht teils auf wirtschaftlichem, teils auf medizinischem Gebiet die Entstehungsmöglichkeiten solcher völligen Minusvarianten vorsorgend immer mehr auszuschalten, sowie auf der anderen Seite allen Treffern und Plusvarianten möglichst ausgiebig die Bahn zu ebnen.

Es ist gewiß tausendmal schlimmer im Sinne vernünftiger Auslese, wie viel famose Talente heute durch wirtschaftliche Zufälle, Mangel der Erziehung und allerhand Wirrwarr unseres Kulturlebens nicht zum Ausleben kommen, also trotz aller besten Anlagen sozusagen im Leben und vom Leben selber nicht zur reifen Geburt gebracht werden, als daß wir ein paar arme Krüppel und Zere mit durchfüttern.

Also an dieser Stelle wird auch nicht die wahre Hilfsethik mit dem Darwinismus zusammenprallen, sondern viel eher ein gut Stück fauler sozialer und pädagogischer Zustände von heute.

Inzwischen ist das alles aber gesagt eben vom Standpunkt einer gewissen absoluten Gültigkeit des Darwinischen Zuchtwahlgedankens. Man kann aber, wie ich gern zugebe, auch auf dem Boden der Entwicklungslehre stehen und doch diesen Gedanken über die Methode der Entwicklung verwerfen.

So hat beispielsweise Paul Kammerer in Wien betont, daß das Prinzip der gegenseitigen Hilfe zwar ein grundlegendes Entwicklungsprinzip der organischen Welt von Anfang an gewesen sei, daß es aber nicht selber erst durch die Zuchtwahl herausgearbeitet und ihr untergeordnet sei.

Ich für mein Teil sehe in der Zuchtwahl immer wieder etwas so Verflucht Logisches, daß theoretisch schwer dagegen anzukämpfen ist. Kein Gedanke entspricht bisher so einfach dem größten Bilde, das wir überall doch im Kosmos haben, in Sternensystemen wie tierischen oder pflanzlichen Organisationen und im menschlichen Kulturfortschritt: dem Uebergang von chaotischeren Zuständen in dauernd geordnete, harmonische. Da gerade das Hilfsprinzip so durchaus auf dem Wege einer solchen zunehmenden Harmonisierung wandelt, scheint es mir besonders leicht, es jener Gesetzmäßigkeit unterzuordnen.

Gleichwohl gebe ich die Möglichkeit zu, daß in der gegenseitigen Hilfe auch noch im Kern etwas Tieferes stecken könnte, das noch hinter aller Zuchtwahlmöglichkeit stände.

Daß wir Menschen uns einen Hergang am einfachsten logisch so oder so denken können, ist ja noch kein zwingender Beweis, daß die Natur in ihren Verwicklungen nun auch so einfach gegangen sein müsse. Das Gesetz der „Sparsamkeit“, das für Erklärungen heute so gern und wie ein wirkliches „Gesetz“ betont wird, als sei es eine Grundmaxime aller wichtigen Forschung, ist vielfältig in Wahrheit nur ein Faulbett für Nachbeter in der Wissenschaft, die aus ihrem Gedankenmangel eine Tugend machen möchten. Man soll sich also den Blick auch hier frei halten.

Wenn das Hilfsprinzip der Auslese des Nützlichsten nicht widerspricht, so wahr ist doch das, was in der Zuchtwahltheorie immer die Schwierigkeit gewesen ist. Solche Hilfe muß gelegentlich nämlich als spontane Variante (zufällige Abänderung) in das Spiel gekommen sein. Sonst könnte die Zuchtwahl überhaupt nichts auslesen und steigern. Um „herausgearbeitet“ zu werden, muß auf alle Fälle zunächst etwas da gewesen sein. Woher aber auch hier wieder die Variante? Das Wort: sie tauchte zufällig auf, deckt nur unsere Unkenntnis. Wir fragen nach der eigenen Gesetzmäßigkeit auch dieses „Zufalls“. Die Frage ist aber dann auch immer wieder: ob diese eigene Gesetzmäßigkeit in der Variante nicht selber schon die Aeußerung eines Grundprinzips bildete, und ob dieses Grundprinzip nicht eine unmittelbare Macht hatte, sich durchzusetzen.

Sicher haben wir neben der einfachen, sozusagen groben Nützlichkeit noch feinere Prinzipien, in denen auch jener Zug auf das Geordnetere, Harmonischere, echt „kosmische“ gegenüber einem Chaotischeren sich durchringt, ohne daß man doch die grobe Auslese bloß des Passendsten im Daseinskampfe ohne weiteres darauf anwenden könnte. Den schönsten Fall bietet unsere menschliche Kunst.

Wohl ist, wie wir sind, die Kunst uns auch „brotnötig“; aber doch in einem eben wesentlich anderen Sinne. Sie entfaltet sich gerade da, wo der grobe Daseinskampf ausseht. An solcher befreiten, entlasteten Stelle setzt sie ihr Harmonisches unmittelbar nach eigener triebhafter Gesetzmäßigkeit wie eine Kristallbildung durch. Sie schmiedet nicht Waffen und füttert nicht die hungrigen Mägen. Dennoch verucht sie, alle Dinge für sich in Fluß zu nehmen, versucht, das Bild des im Daseinskampfe gehehten Tages mit seinen roheren Harmonien der Schutz- und Truganpassung im ruhigen Momente nochmals umzugießen in eine rein auf ihr eigenes Gesetz gebrachte Idealform. Aus Stüßballen macht sie eine schöne Säule, aus Menschenkörpern Marmorstatuen, aus Luftwellen Musik, aus einem wilden Stück Geschichte voll Blut und Rot ein geläutertes, erhebendes Drama.

In höchster Form so waltet sie bei uns. Aber als dunkles Wirken, mit dem ein Harmonisches sich noch unmittelbarer bewährte als über die Nutzwahl, kommt etwas derart schon durch die ganze Natur heraus, vom Radiolar, ja von dem Kristall selber. Mag sein, daß dabei immer auch Variantenmaterial für die Nützlichkeitsharmonie der Zuchtwahl abgefallen ist; aber auch aus sich schon und ohne sie floß von hier ein unendliches Plus an Harmonievarianten ein. Wie bei uns die Technik auch gelegentlich von den

freien Einfällen der Phantasie zehrt, aber doch darum diese Phantasie ihren eigensten Weg findet in der Kunst.

So blinken andere Wege auf. Um Grundprinzipien, die als solche die Zuchtwahl nicht erst geschaffen haben kann, werden wir überhaupt nie herumkommen. Zum Beispiel ist die Fähigkeit der Empfindung zweifellos ein solches Prinzip, das nicht erst sekundärer Auslese verbannt sein kann. Warum also nicht die Möglichkeit eines solchen Urprinzips des Lebens auch in der gegenseitigen Hilfe zu geben? Fragt sich nur, als was wir es dort definieren wollen.

Man könnte an eine ursprüngliche Sympathie denken, die alles Organische, Zellen und Zellwesen, zueinander zog. Alles Leben hat ja zweifellos auf Erden einen engeren Bezug zueinander gegenüber dem Anorganischen. Aus dem könnte man eine urgebene primäre Sympathie ableiten. Wenn das Wort zu „feelsich“ ist, nehme es mehr chemisch, als Wischfähigkeit, Verbindungsfähigkeit, Anschmiegungsfähigkeit. Oder mit primitivsten Empfindungsvorgängen und ihrer materiellen Parallele, wobei irgendein zueinander treibender Reiz spielte. Im höheren Leben bis zum Menschen herauf wird das Wort Sympathie dann auch in seinem eigentlichen Sinne nicht abzuweisen sein.

Fressen und Gekreistwerden, überhaupt Kampf von Organismen untereinander wäre daneben erst etwas Sekundäres, etwas Nachträgliches und Abseitendes, das eben die Not der Dinge hineingebracht hätte. Wo diese augenblickliche verwirrende Not aber auch nur ein wenig nachlasse, da stellte sich alsbald das Urverhältnis, die Ursympathie alles Lebens zum Leben wieder her. In zahlreichen Fällen von sich aus eine Weile etabliert als das nächste, hielte sie dann wohl auch selber starker Not stand; womit man nachträglich wenigstens von hier aus auch auf die Nahrungswahl kommen könnte, die größere einmal gefestigte Sympathieverbände nicht leicht mehr zu zerreißen gewagt, vielmehr auch in der Not anerkannt hätte.

Dieser Gedanke hat gewiß einen großen Zug. Vom einfachsten Zellverbände eines Volvoo bis zu unserer menschlichen Hilfsheit herauf gäbe er das Ausleben eines konsequenten Lebenscharakters, der wohl Trübungen erfahren kann (etwa wie die Kunst zeitweise der Not weichen kann), der aber niemals neu zu entstehen braucht, sondern sofort stets wieder als die wahre Unterseite da ist, bereit, das Feld wieder zu besetzen.

Gleichwohl hat die Durchführung des Gedankens auch noch ihre Schwierigkeiten.

Die Sympathie würde auf eine ursprüngliche Einheit des Lebens deuten. Dennoch muß in dieses Urleben auch eine Zerspaltung, eine Art Atomisierung gekommen sein, die schon die Einzelzellen der Einzeller individualisierte und vielfach aneinandertrieb. Man möchte ja schon daraus eine erste Not machen, eine Art anfänglichen Sündenfalls, der die Teile des irdischen Lebens voneinanderjagte im Versuch, die Schlägen des Daseins getrennt zu schlagen. Woran sich die andere böse Notfolge geschlossen hätte, daß solche getrennten Lebensteile sich völlig einander entfremdeten und bei zufälliger Begegnung gar feindlich zerfleischten. Davon erst mühsames Umkehren allmählich wieder nötig war. Eine Umkehr, die noch in unserem Menschentum die sich beginnende Ursympathie mit dem auch in uns noch hinein verwickelten, sympathieblind gewordenen Raubtier ringen läßt.

Aber gewisse Züge scheinen doch auch wieder darauf zu deuten, daß diese Zerspaltung des Lebens nicht bloß ein Fall und Abstrich gewesen ist. Nur in einzelnen Beispielen sehen wir die Sympathie sich nachträglich in ihren Hilfsverbänden wieder dahin bewähren, daß völlige Verschmelzung der atomisierten Lebensteile eintritt. Ein solcher Fall liegt z. B. bis zu uns herauf bei der Samenzelle und Eizelle vor. Im allgemeinen aber scheint eine gewisse Tendenz bestanden zu haben, inmitten größter Hilfsgenossenschaften mit engstem Sympathieband doch der Individualisierung der Teile auch ein gewisses Recht zu lassen, als habe sie ihren separaten Wert doch auch im wiederhergestellten Verband, der nicht wieder ganz ausgemerzt werden dürfe. Auch in den großen Zellgenossenschaften bis zu unserem Leibe herauf erkennt man noch das Element der Einzelzelle. Wenn Arbeitsteilung viel verweist und die wunderbare Tatsache des einseitlichen Zentralbewußtseins in den höheren und höchsten Zellenstaaten dieses Bild beeinträchtigt hat, so bleibt doch das individuelle Bestehen so vieler Zellenstaaten in jeder Tier- oder Pflanzenart nebeneinander, bei denen jeder ein geschlossenes Individuum darstellt. So sehr auch diese Zellstaatsindividuen der Sympathie und Hilfe zueinander unterliegen, so verwachsen sie doch schließlich nicht mehr: wir Menschen leben in fünfzehnhundert Millionen Individuen nebeneinander auf der Erde, die alle Eiskit doch nicht mehr zur Siphonophore wirklich zusammenschweißen könnte.

Es liegt nahe, zu denken, daß die Zerspaltung in viele Personen eben irgendeine noch wieder elementare Lebenseigenschaft für sich begünstigt hatte, die sich nicht wieder unterliegen ließ, und es liegt ebenfalls nahe, dabei an eine so ermöglichte reichere Ausgestaltung dessen zu denken, was wir im engeren Sinne geistige Fähigkeiten und zentralisierte Gehirnarbeit nennen. Im einzelnen Zellenstaat erlebt diese Geistesarbeit offenbar die höchste Verschmelzung und Vereinheitlichung, auch auf ihrer höchsten Leistungsstufe aber — beim Menschen — sehen wir daneben die denkbar stärkste Individualisierung und Charakterföderung der Personen gerade nach dieser Seite gehen; wir haben jedenfalls keine Vorstellung, wie ohne diese Sonderung und individuelle Variierung die ungeheure

Mannigfaltigkeit und Kraft unseres kulturellen Geisteslebens im ganzen herauskommen sollte, — unbeschadet der Tatsache, daß auch so das Sympathieprinzip in Gestalt gemeinsamer ethischer Ideale Brüden und Zusammenhalt bietet, die Sprache vermittelt usw.

Es ist eben, als hätten sich im Leben eine ganze Reihe dämonischer Mächte bald da, bald dort hochdringend nebeneinander durchgesetzt, deren vorläufiges Endergebnis auf unserer Erde das Wunderwerk des Menschen ist, deren Für- und Gegenpiel aber gleichzeitig von diesem Menschen auch noch in manchen Widerspruch und mancher Zerrissenheit seines Daseins empfunden wird. Sympathie, die zueinander treibt, Not, die voneinander trennt und entfremdet, geistige Straffheit und Vielseitigkeit, die in diesem Egit für ihr Teil bis zum Triumph gewachsen sind, Sehnsucht und Prometheustroz, die miteinander ringen, — wir kennen sie ja zur Genüge, diese Tragödie des Menschen, aber dafür offenbar auch ihr Kreuz mit tragen muß, das nun einmal — wer will an dieses letzte Urgeheimnis rühren — mit dem ganzen Prinzip stufenweiser Entwicklung aufgelegt ist.

## Kleines feuilleton.

### Aus dem Pflanzenreich.

**Hegenringe.** Der Herbst ist der Frühling der Pilze. Während der trockenen Sommermonate haben sie ein dämmerndes Leben, einen Sommerschlaf unter dem Miln des Waldbodens verbracht und nur dann und wann einmal sich an die Oberfläche gewagt. Jetzt aber, während die höher organisierte Pflanzenwelt sich zum Winterschlummer bereitet, weden die Herbstregen und die kühle, feuchte Luft die bleichen Gesellen zu Tausenden ins Leben. Rag auch ab und zu ein Nachtfrost dazwischen fallen, das macht ihnen wenig aus. Der einzelne Pilz lebt ohnedies nur kurze Zeit, und bis gegen Weihnachten — so lange pflegt bei uns das nahe kalte, nur selten von Frost unterbrochene Wetter zu dauern — folgen die Pilzhüte aufeinander. Sie haben von jeher besondere Anziehungskraft auf den Waldwandlerer bewiesen, diese im ersten Stadium so samtglatten, weißen, gelblichen und rötlichen Gebilde, denen das Blattgrün fehlt, die in ihrer Zartheit dem Druck eines Kinderhändchens erliegen und dabei doch oft so furchtbare Säfte in sich bergen. Der Reiz des Anblicks wird besonders erhöht, wenn die Pilze uns in kreisförmig geschlossenen Reihen in die Augen fallen. Hegenringe heißen diese Pilzreigen und bei dieser Bezeichnung steigt das Mittelalter vor uns auf, das diesen Ausdruck schuf und ihm die finstere Deutung gab, die manchem kräuter sammelnden Weiblein gefährlich werden mochte.

Bei anderen Völkern gibt es freundlicher klingende Bezeichnungen: Elfenringe, Elfantanzplatz und dergleichen. Wir glauben heute nicht mehr recht an Hegen und leider auch nicht mehr an Elfen, denn die Entwicklung der Dinge hat die Poesie aus ihren alten Winkeln vertrieben und sie uns anderwärts jenen gelehrt.

Hegenringe kommen einfach genug zustande. Wir nehmen einen noch jungen Hutpilz nach Hause, schneiden den „Hut“ vom Stiel ab und legen ihn auf ein farbiges Blatt Papier, mit der Unterseite des Pilzes nach unten. In der trockenen Zimmerluft reißt der Hut sehr schnell nach. Von den Lamellen, den dünnen Plättchen, die unten parallel nebeneinander sitzen, fällt ein zarter Regen von Millionen staubartig feiner Körperchen auf das Papier; es sind Sporen, die der Pilz mit Hilfe von nur mikroskopisch verfolgbarer Vorgängen in berichwenderischer Fülle auf den Lamellen erzeugt. Auf farbigem Papier heben sich die Sporen gut ab, und je nach der Art des Pilzes bilden sie bestimmte strahlige Figuren, die sich, wenn das Papier vorher oder nachher mit Leimwasser befeuchtet wurde, dauernd fixieren lassen. Im Balde verweht der Wind die Sporen. Wo sie auskeimen, entsteht nicht etwa gleich ein neuer Hutpilz, sondern die Spore wächst zu einem Pilzfaden aus, der sich verzweigt. Die Verzweigungen und ihr Verlauf im Boden können sehr mannigfaltig sein. Bei einer Anzahl von Pilzen aber wird die Spore zum Mittelpunkt eines Pilzgewebes, das sich auf günstigem Boden gleichmäßig nach allen Seiten erstreckt und demnach kreisförmig auswächst. In der Mitte stirbt das Gewebe später ab, während die Enden der Pilzstränge radienartig, wie die Speichen eines Rades, weiterwachsen. Immer am Umfang dieses unterirdischen Pilzrades sprechen zu gegebener Zeit die Pilze auf und es ist klar, erstens, daß sie in solchen Fällen kreisförmig stehen, zweitens, daß diese Hegenringe in jedem Jahre größer werden, weil das unterirdische Pilzgeflecht alljährlich am Rande weiter vordringt. Entfernt man die Pilze, so wird der unterirdische Pilzkörper dadurch nicht getötet. Das Pilzgewebe ist der eigentliche Pilz, der unscheinbar genug, aber voller Lebenskraft, im Boden ausdauert. Dort wirtschaftet er auf seine Weise unter den organischen Abfallstoffen des Waldbodens, die er glänzend zu verwerten versteht. Wenn die absterbenden Pilzkörper zu Boden sinken, düngen sie den Waldboden, und daher kommt es, daß man innerhalb der Hegenringe gewöhnlich üppiger grünes Gras bemerkt, als in der Umgebung. Das fällt besonders bei großen Hegenringen ins Auge, die einen Durchmesser von mehreren Metern erreichen können. Auch dieser frische Graswuchs hat in alten Zeiten dazu beigetragen, die Hegenringe mit abergläubischen Vorstellungen zu verbinden. Es geht aber, wie wir sehen, ganz natürlich zu.

L. L.